



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacoby, H.: Zur vergleichenden Religionsgeschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur vergleichenden Religionsgeschichte.

Die Richtung unserer Zeit auf das in der Erfahrung gegebene, das Bedürfniß, alle Spekulation auf den Ertrag der Beobachtung zu begründen und an ihm zu prüfen, zeigt sich auch auf dem Gebiete der allgemeinen Religionswissenschaft. Wir fragen nicht mehr, wie mußte sich die Entwicklung des religiösen Lebens gestalten auf Grund der Beschaffenheit der ursprünglichen, bald so, bald so gedachten menschlichen Natur, sondern vielmehr, welchen Entwicklungsgang hat thatsächlich das religiöse Leben genommen. Wir suchen auf geschichtlichem Wege die Gestaltung und die Gesetze desselben zu erkennen.

Die Aufgabe, die hier gelöst werden muß, ist eine ebenso umfangreiche wie schwierige; theils ist das Material überreich, theils ist es lückenhaft. Wie viele Völkerstämme müssen zum Gegenstand eingehender Forschungen gemacht werden, und doch ist es bei vielen derselben nicht mehr möglich, die Wandlungen der religiösen Vorstellungen und die Einflüsse, unter denen sie stattgefunden haben, aufzuweisen; bei nicht wenigen Anschauungen endlich bleiben wir im Zweifel, ob sie das Eigenthum eines größeren Ganzen, eines kleineren Kreises oder auch nur einer einzelnen Persönlichkeit waren. So sind denn Besonnenheit, Vorsicht, Zurückhaltung Tugenden, ohne welche die Arbeit auf diesem Felde keinen befriedigenden Erfolg erzielen kann.

Es ist die Absicht dieses Auffazes, auf eine Schrift aufmerksam und mit ihr bekannt zu machen, die von diesem Geiste erfüllt ist, und die wir daher als einen werthvollen Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte begrüßen. Sie verdient unsere Anerkennung auch insofern, als sie durch großen Fleiß, durch religiöse Wärme und durch Frische der Darstellung sich auszeichnet.

Das Werk von Edmund Spieß: „Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode“*) hat einen Bestandtheil der religiösen

*) Jena, Hermann Costenoble, 1877. S. 615.
Grenzboten IV. 1877.

Vorstellungswelt zum Gegenstand der Forschung gewählt, welcher für sie von centraler Bedeutung ist. Nach der Beurtheilung des Todes bemißt sich die Beurtheilung des Lebens; und die Art und Weise, wie das Leben nach dem Tode gedacht wird, ist ein Gradmesser für den Werth der allgemeinen religiösen und sittlichen Gesamtanschauung.

Daß der Verfasser sich auf die außerschristliche Welt beschränkt hat, können wir nur billigen, da die Hineinziehung der christlichen Lehre dem Werke einen zu großen Umfang gegeben haben würde. Uebrigens hat er es nicht unterlassen, wo die Gelegenheit sich bot, auf Analogien zwischen beiden Anschauungskreisen die Aufmerksamkeit zu richten.

Er beginnt den Rundgang mit der Beobachtung der Vorstellungen der Naturvölker und kommt hier zu dem Ergebnis, daß auch auf den niedrigsten Stufen des geistigen Lebens die Wahrheit, daß mit dem Tode das Dasein der Seele nicht erlischt, sich zur Geltung gebracht habe. Es gibt kein Volk, dem der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode fehlt. Wir können noch weiter gehen. Bei den Naturvölkern, wenigstens bei sehr vielen, finden wir den Einfluß sittlicher Ideen in Bezug auf die Gestaltung des Bildes, in dem sie das Leben nach dem Tode sich vergegenwärtigen. Es gibt Negerstämme in Afrika, welche die Verstorbenen je nach Verdienst in die Gesellschaft guter oder böser Geister eintreten lassen. Die Bewohner der Fidji-Inseln glauben, daß die Seelen nach dem Tode vor dem Richterstuhl des Gottes Stundengei erscheinen müssen, der sie entweder in Gnaden annimmt oder sie wegschickt, in welchem Falle sie als Gespenster um ihre frühere Wohnstätte spuken, oder sie den bösen Geistern hinwirft oder sie endlich eine Zeit lang in ein hartes Gefängniß einschließt, um sie dann der Vernichtung preis zu geben. Auch die Eskimos unterscheiden einen Himmel und eine Hölle, ebenso die Peruaner und die Azteken, welche letzteren indessen jenen nur mit den in der Schlacht gefallenen Kriegern bevölkern, während sie den friedlich Gestorbenen einen Ort empfindungsloser Ruhe anweisen. In anderer Weise hat sich der Gedanke einer Vergeltung nach dem Tode bei den Indianern Nordamerikas Bahn gebrochen. Sie lassen die Guten ohne Schwierigkeit über das Wasser gelangen, welches den Weg zur anderen Welt bildet, die Bösen aber entweder darin untergehen oder bis zum Rinn in seine Tiefe sinken und vergeblich sich bemühen, das nahe, lockende Land zu erreichen, oder endlich nach langem Ringen an dasselbe kommen.

Sehr verbreitet ist die Scheu vor einer Beziehung zu den abgetriebenen Geistern. Die Sioux-Indianer bitten sie dringend zu bleiben, wo ihr eigentlicher Aufenthalt sei, und durch ihre Rückkehr die Hinterbliebenen nicht zu beunruhigen. Die afrikanischen Neger, welche von der Einwirkung der Geister=

welt auf ihr Thun und Treiben durchdrungen sind, die Träume und Einfälle auf sie zurückführen, sehen in allem Schmerzlichen, was sie trifft, das Walten böser Geister, darunter auch der Verstorbenen, und suchen sie durch Tackeln, Waffen und Geheil zu verschrecken.

Der Zustand nach dem Tode erscheint für alle Naturvölker als eine Steigerung des Glücks, natürlich nur für die Guten; und so können wir uns nicht wundern, daß sie bald ohne Furcht dem Tode entgegen gehen, bald dieselbe zu besiegen suchen, bald sogar mit Sehnsucht auf ihn warten. Ohne Zagen sieht ihn der Indianer kommen, getröstet ruft ein mexikanischer Dichter: „Erlauchte Fürsten, getreue Unterthanen, laßt uns nach dem Himmel trachten, wo Alles ewig ist und Verderben nicht kommen kann. Die Schrecken des Grabes sind nur die Wiege des Sonnenlebens, und die Schatten des Todes werden strahlende Lichter unter den Sternen.“ Das höchste Maß der Todesfreudigkeit zeigt sich bei den Eskimos, bei denen es als Pflicht der Kinder gilt, die alt gewordenen Eltern zu tödten, um sie aus dem Lande, wo die Sonne keine Gluth und die Erde keine Kraft der Hervorbringung hat, in eine bessere Welt zu führen.

Daß das Leben nach dem Tode nur als eine Art Fortsetzung dieses sinnlichen Daseins erscheint, entspricht der Entwicklungsstufe des Geistes, auf der die Naturvölker stehen. Es erklärt sich daraus, daß sie in das Grab legen, was dem Verstorbenen lieb und werth gewesen, was ihm Mittel der Existenz war, Waffen, Kleider, Nahrungsmittel. Aber auch die Sitte, beim Begräbniß vornehmer Personen Frauen und Sklaven zu schlachten, begreift sich aus dieser Voraussetzung, es soll dafür gesorgt werden, daß auch in jener Welt es dem Abgeschiedenen nicht an dienenden Geistern fehle.

Die Wanderung durch die eschatologischen*) Vorstellungen der Kulturvölker beginnt mit den Aegyptern. Wir hätten hier eine größere Ausführlichkeit gewünscht, der Verfasser läßt hier Lücken, die wir gern ausgefüllt gesehen hätten und die bei einer etwas gedrängteren Darstellung ohne Ueberschreitung des verwandten Raumes sich leicht hätten vermeiden lassen. Das bekannte Werk Döllingers**) ist hier viel reichhaltiger. Wir benutzen dasselbe daher zur Ergänzung.

Wir beschränken uns auf die Hervorhebung der charakteristischen Züge. Die Mumifizirung der Leichname und die Idee der Seelenwanderung erscheinen als die bedeutungsvollsten Elemente, um die eigenthümliche Auffassung des ägyptischen Glaubens über das Leben nach dem Tode zu bestimmen. Freilich

*) Eschatologie = Lehre von den letzten Dingen.

**) Heidenthum und Judenthum. Regensburg, 1857.

findet sich die Mumifizierung auch bei den Urbewohnern der kanarischen Inseln, bei den alten Mexikanern und Peruanern und ruht sicher auf derselben Voraussetzung, daß eine gewisse Identität zwischen dem Leichnam und der Seele bestehe, daß nur in der Conservirung des ersteren die Realität der letzteren verbürgt sei, aber in Aegypten wurde die Mumifizierung, auch als diese Vorstellung gefallen war, beobachtet und wohl nicht nur als alte, jetzt nicht mehr religiös werthvolle Sitte. Die Seele des Gestorbenen wurde als in Rapport zu dem verlassenen Körper stehend gedacht, man glaubte, daß sie häufig denselben besuche. Noch begreiflicher würde uns die Mumifizierung erscheinen, wenn die Angabe Theophrasts^{*)} begründet wäre, daß die Aegypter geglaubt haben, daß nach Ablauf einer Sothisperiode^{**}) von dreitausend Jahren die Seele in den früheren Körper zurückkehre. Mag diese Angabe nicht völlig zutreffend sein, so fehlt es doch nicht an Anhaltspunkten für die Voraussetzung, daß aus den Bestandtheilen des abgelegten Leibes der zukünftige gebildet werde. Dahin rechnen wir, wenn es vom Gott Anubis, dem Genius des mumifizirten Körpers, heißt, er mache die Glieder des Verstorbenen, und wenn er in Inschriften zu dem Todten sagt: Ich komme, ich bringe Dir Deine Glieder.

Was die Lehre von der Seelenwanderung betrifft, so müssen wir die Wandelungen, welche die Gottlosen erwarten, von denen unterscheiden, welche den Frommen beschieden sind. Von jenen gilt, daß sie in niedere Organismen eingehen, um später von neuem ein menschliches Dasein zu beginnen, während diese die mannigfaltigen Räume der Unterwelt, des Amenthe, und des Gestirn-Himmels zu durchwandern haben, bis sie zur vollen Anschauung des göttlichen Sonnenlichts gelangen.

Die Seelen der Frommen empfangen den Zunamen des Gottes Osiris, ein unzweifelhafter Beweis für den pantheistischen Zug in der ägyptischen Religion, den auch andere Thatsachen beweisen. Wenn es heißt: Dein Herz ist nun das Herz des Ra, deine Glieder sind die Glieder des großen Horus^{**}), wenn die Seele des Frommen die Sonne auf ihrem Weltlauf begleitet, in der Barke des Sonnengottes, zugleich mit den Göttern, so sind dies unverkennbare Zeugnisse einer pantheistischen Anschauung. Und es erleidet keinen Zweifel, daß die Erkenntniß des dem theologischen System zu Grunde liegenden Pantheismus zu den Geheimlehren des Priestertums gehörte. Selbstverständlich waren in der Volksvorstellung Momente genug, die mit dem Pantheismus in Widerspruch standen.

*) Zeitgenosse Alexanders des Großen.

***) Sothis, der Hundstern.

****) Sohn des Osiris.

Ueber das Schicksal der Seele entschied Osiris, drei andere Götter nahmen am Gericht wirksam Theil, und außerdem waren zweiundvierzig Götter als Beisitzer thätig, vor denen der Gestorbene sich in Bezug auf die zweiundvierzig Hauptsünden rechtfertigen mußte. Welcher Art diese waren, darüber gibt uns ein Bekenntniß Aufschluß, in dem es heißt: „Ich habe nicht gestohlen, nicht getödtet, nicht gelogen oder verleumdet, die Ehe nicht gebrochen, habe die Opfer der Götter nicht geraubt, das dem Tempel Geweihte nicht aufgezehrt, habe einen Hohenpriester oder göttlichen Herrn nicht verunehrt, den Thieren das Kraut nicht verweigert, die einem Gotte bestimmten Gänse nicht vermehrt, das einem Gotte bestimmte Kind nicht geschlachtet, ich habe Niemanden hungern, dürsten oder weinen lassen; weder den König noch meinen Vater habe ich geschmäht.“

Dies himmlische Todtengericht wurde durch ein irdisches abgebildet. Die Aufnahme in die Nekropole hing von dem Ergebniß eines Gerichtsverfahrens ab, bei welchem es jedem frei stand, Auflagen gegen den Verstorbenen zu erheben; auch hier fungirten zwei und vierzig Richter.

Welcher Gegensatz zwischen der ägyptischen und chinesischen Weltanschauung, auf welche — um des Kontrastes willen? — der Verfasser jetzt den Blick lenkt. Dort ein Volk mehr dem Jenseits als dem Diesseits zugewandt, hier ein Volk, das so feste Wurzeln im Diesseits geschlagen hat, daß der Gedanke an das Jenseits nur leicht das geistige Leben streift. Drei Ideenkreise desselben müssen wir unterscheiden; die älteste Religion stand auf dem Boden der Naturvölker und identifizierte die Seelen der Verstorbenen mit den Naturgeistern. Allmählich wurde diese Verehrung geistiger, aber freilich auch weniger religiös, sie verwandelte sich in pietätvolle Erinnerung an die Verstorbenen. An Stelle des religiösen Faktors trat der moralische. Diese Richtung wurde von Kong-fu-tse legitimirt. Das Leben nach dem Tode schloß er von seinen Belehrungen aus, dahin gerichtete Fragen ließ er unbeantwortet. Charakteristisch dafür ist eine Unterredung desselben mit seinem Schüler Ki-Lu. „Ki-Lu that eine Frage in Betreff der Dienstleistungen gegen die Todten. Der Meister antwortete: Während Du nicht einmal Menschen dienen kannst, wie willst Du ihren Geistern dienen? Ki-Lu fuhr fort: Ich wage eine Frage über den Tod. Er erhielt die Antwort: Während Du vom Leben Nichts weißt, wie kannst Du etwas vom Tode wissen.“ Ebenso bedeutungsvoll ist sein Gespräch mit Tze-Kung. „Der Meister sagte: Ich würde Nichtsprechen vorziehen. Tze-Kung entgegnete: Wenn Du, o Meister, Nichts sprichst, was sollen wir, Deine Schüler, zu beichten haben? Der Meister antwortete und sprach: Redet der Himmel? Die vier Jahreszeiten folgen ihrem Lauf, und Alles entsteht in seiner Zeit; spricht aber der Himmel je Etwas?“

Auf einer ganz anderen Linie liegt die religiöse Gesamtaanschauung des Zeitgenossen Kong=fu=ts'e's, des Philosophen Lao=ts'e,*) der eine mystisch-kontemplative Richtung einschlägt. Eins werden mit dem Absoluten (Tao) durch Abwendung von dem Sinnlichen und Einkehr in sich selbst, das ist die sittliche Aufgabe, und das ist auch der vollgültige Lohn. Wer in Gemeinschaft mit Tao steht, verliert nichts bei seines Leibes Zerstörung, denn er hat sich mit Ewigkeit bekleidet. Sein Leben hat keine tödtliche Stelle. Denn „Tao ist aller Wesen Zuflucht, des Guten höchster Schatz, des Unguten Retter. Durch tägliches Suchen wird es gefunden. Es vergiebt denen, die Schuld haben. Darum ist es das Kostlichste der Welt.“ Verloren geht nur, wer sich selbst an die Außenwelt verloren hat. Es ist leicht begreiflich, daß auf die Höhe dieser Auffassung sich nur wenige erheben konnten, schwer begreiflich, daß ihre Anhänger zu einer Gemeinschaft von Zauberern und Gauklern herabsinken konnten.

Von China werden wir nach Indien geführt. Auch hier sehen wir eine Mannichfaltigkeit von religiösen Gesamtaanschauungen. Die Quelle für die Erkenntniß der ältesten indischen Religion ist der Rigveda. Hier finden wir die persönliche Unsterblichkeit ausgesprochen und zwar als eine sittlich bedingte. „Wer Almosen giebt, heißt es, geht zum höchsten Ort im Himmel; er geht zu den Göttern.“ Hier genießen die Frommen in Gesellschaft der Götter ein Leben nie endender Seligkeit. Sie werden sogar Gegenstand des Kultus. Man ruft sie an und bringt ihnen Spenden dar. Die Gottlosen dagegen werden in einen tiefen Pfuhl geworfen.*)

Ein ganz anderes Bild zeigt die spätere Eschatologie der Inder. Hier hat die Lehre von der Seelenwanderung sich Geltung verschafft, und mit geringen Modifikationen erkennen wir die ägyptische Anschauung wieder. Vielleicht, daß Berührungen zwischen beiden Ländern diese Gemeinsamkeit des Glaubens erklären. Ein Unterschied zwischen der indischen und ägyptischen Lehre von der Metempsychose scheint uns darin zu liegen, daß diese die Wanderung auf die Bösen beschränkt, jene ihr auch die Guten unterwirft; ist ihnen doch nur ein zeitweiser Aufenthalt im Himmel gewährt, den sie wieder mit einem zeitweiligen Dasein auf Erden, wenn auch als Könige oder Weise, vertauschen müssen.

Eine solche Unsterblichkeitsidee, welche nicht ein Fortschreiten, sondern einen zwecklosen Kreislauf des Lebens in sich schließt, konnte unmöglich das Gemüth befriedigen, mußte vielmehr jenen Ueberdruß an der Existenz überhaupt

*) Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geb.

*) Max Müller, Essays. Bd. I. S. 45—47.

hervorrufen, wie wir ihn in der pantheistischen Mystik des Brahmaismus finden. „Befreiung von allem Sein, das ist die Erfüllung der Glückseligkeit.“ — „Alle die zerstreuten Individualitäten, die wir Menschen nennen, sind Tropfen, die wieder in den Vaterstrom zurückkehren sollen“, so lauten ihre Wünsche und Hoffnungen.

Von dieser Eschatologie des Brahmaismus weicht die buddhistische kaum ab. Es mag die Stimmung beeinflussen, wenn der eine in den Strom des Absoluten stürzt, um von ihm absorbiert zu werden, während der andere in das Nichts (Nirvana) eingeht, tatsächlich erlischt hier wie dort das persönliche Sein. Der Tropfen, der im Strom verschwindet, die sinkende Welle ist hier, das erlöschende Feuer, die untergehende Sonne ist dort das eschatologische Stimmungsbild.

Auch hier fällt die Verwandtschaft ägyptischen und indischen Geistes in die Augen. Aegypten ist die Wiege des Mönchtums. Aus der altägyptischen Religionslehre heraus hatte sich eine Askese gebildet, an welche sich das christliche Mönchtum schloß. Die Askese ist aber immer Verneinung der Welt ein sich Zurückziehen aus dem Endlichen, um in dem mehr oder weniger pantheistisch gedachten Unendlichen aufzugehen!

Ein ganz anderer Geist als in den bis dahin in's Auge gefaßten Religionen weht in der persischen. Waltete dort eine lyrische Stimmung, eine mehr passive, weibliche Weltanschauung, so hören wir hier die Stimme einer aktiven männlichen Gesamtaufassung der Dinge, sehen wir den Gang einer dramatischen Entwicklung. Wir finden hier die Idee einer abschließenden Weltkatakstrophe. Am Ende der irdischen Geschichte erscheint der Sofiosch, der Prophet und Helfer, der Vertreter der Ormuzd, von ihm werden die Todten erweckt, die Gerechten von den Ungerechten geschieden, endlich aber wird ein Feuer entstehen, reinigend für die Frommen, vernichtend für die Gottlosen, selbst für Ahriman, so daß eine neue Erde, auf der allein Ormuzd herrscht, den Ausgang der Geschichte bildet. So steht die Alleinherrschaft des Ormuzd freilich nicht am Anfang, aber doch am Ende der kosmischen Entwicklung, als ihr Resultat.

Es ist wohl jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß diese Auferstehungstheorie der alten persischen Religion eigenthümlich und nicht von Außen in sie hineingekommen ist, sie entspricht dem innern Zusammenhange des Systems. Da jeder Tod eines Ormuzdbieners ein Sieg Ahrimans ist, so muß mit dem definitiven Siege des Ormuzd eine Auferweckung seiner Diener zusammenfallen.*)

*) Vgl. besonders Windischmann. Zoroastriische Studien Berlin 1863. S. 113—117.

Welches Geschick trifft aber die einzelne Seele unmittelbar nach dem Tode? Bewußtlos fällt sie in die Hände der Dämonen, aber nach drei Tagen erwacht sie und wird, nachdem sie auf der Brücke Tschinevad Rechenschaft über ihr Leben abgelegt hat, in die Wohnung des Ormuzd geleitet, während der Ungerechte in die Hölle geworfen wird.

Die Perser sind das letzte heidnische Volk Asiens, mit deren eschatologischen Vorstellungen uns der Verfasser vertraut macht; mit Recht übergeht er Ägypter und Babylonier, da gerade dieser Theil ihrer Religion noch nicht hinlänglich aufgeheilt ist, und wendet sich zu den europäischen Völkern, zuerst zu dem Träger der reichsten Kultur der alten Welt, zu den Griechen. Die alten Pelasger, die ersten griechischen Ansiedler von Hellas, finden wir an dem Standpunkt, auf dem die meisten Naturvölker stehen; sie glauben an ein schattenhaftes Fortleben der Seelen. Uebrigens sind grade diese Seiten ihres religiösen Denkens uns ziemlich dunkel geblieben.

In den Dichtungen Homers erkennen wir verschiedene Ideenkreise, die auch der Zeit nach wohl zu sondern sind. Theils wirkt die alte Vorstellung nach, die Seelen sind Schatten, ihr Dasein ist ein bewußtloses, trübes, und daher nur Gegenstand der Furcht. Diese Stimmung spricht sich in dem bekannten Worte Achill's zu Odysseus aus:

Lieber ja wöhl ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohn' Erb und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.**)

Dieser Unwirklichkeit der Seelen entspricht es, daß sie keinem Gericht ausgesetzt sind. Dasselbe ist auf das irdische Leben beschränkt. Dann sehen wir eine andere Anschauung sich zur Geltung bringen. Das schattenhafte Dasein ist nur denen beschieden, die auf Erden weder durch gute noch durch böse Werke sich ausgezeichnet haben, sie weilen auf der einförmigen Asphodeloswiese, aber die Bösen erleiden nach dem Spruch des Minos schwere Strafen, während die Gerechten zu den elyrischen Gefilden gelangen, wo die Menschen mühelos leben, wohin nimmer Schnee, Sturm und Regen kommt, wo nur die Gefäusel des Leif' anhauchenden Westes wehn. So ist der sittliche Faktor auch in die Eschatologie eingedrungen.

Das Todesgeschick ist allgemein; wenn Meneslaus ihm entgeht, so ist das die Folge seiner Verwandtschaft mit den Göttern, weil er Helena hat und Zeus ihn ehret als Eidam. Einen andern Weg hat die Dichtung gewählt,

(das entscheidende 31. Kapitel des Bundehesch) und S. 231—257. vgl. auch Spiegel. *Gran.* Berlin 1863. S. 168—9.

***) *Odysee* 11,488.

um dem Halbgott Herakles ein seinem Wesen entsprechendes Loos zu gewähren, er selbst weilt im Kreis der unsterblichen Götter, während sein Schattenbild (Eidolon) in den Hades gebannt ist.

In der nachhomerischen Zeit sehen wir je länger je mehr die Einheit eines zusammenhaltenden Volksglaubens sich auflösen und je nach der Eigenthümlichkeit der Individualitäten einer Fülle entgegengesetzter Anschauungen Platz machen. Hier finden wir ein treues Festhalten an dem Glauben der Väter, dort eine ihn fast völlig verneinende Skepsis.

Eine etwas fremdartige Gestaltung hat die Eschatologie in den Gedichten Pindars empfangen, orientalische Vorstellungen haben sich mit ursprünglich griechischen verschmolzen. Pindar hat die Lehre von der Seelenwanderung herübergenommen, jedoch nicht, wie die Aegypter es thun, ihr nur die Ungerechten unterworfen, auch nicht, wie wir es bei den Indern gefunden haben, dieselbe ziellos ausgedehnt, vielmehr sie im ethischen Interesse umgestaltet, sie in den Dienst der vergeltenden, ausgleichenden und prüfenden Gerechtigkeit gestellt. Die Ungerechten kehren zu qualvollem Geschick auf die Erde zurück, zu den Inseln der Seligen aber gelangen die, welche es vermocht haben, bei einem dreimaligen Leben auf der Ober- und Unterwelt die Seele völlig rein von allem Unrecht zu erhalten. Jedoch auch den Ungerechten ist nicht ewiges Verderben beschieden, die Seelen derer, welche Persephone nach neunjähriger Buße — so lange dauert die Zeit der Sühnung für große Verbrechen — von der Schuld erlöst, kommen wieder auf die Oberwelt zurück und leben nun dort als ausgezeichnete Menschen, die später als Heroen verehrt werden. *)

Auch das ist charakteristisch für die durchgreifend ethische Anschauungsweise Pindars, daß der Begriff des Hades den unbestimmten Charakter verloren hat, ethisch differenzirt ist, in den unseligen Tartarus und das selige Elysium sich scheidet.

Wir verzichten darauf, die Stellung der griechischen Philosophie zur Idee der Unsterblichkeit in das Auge zu fassen, theils weil in derselben das einheitliche religiöse Volksbewußtsein nicht sowohl zum Ausdruck gelangt, als vielmehr zersetzt ist, theils weil sie nicht als Resultat unmittelbarer Anschauung, sondern zum größesten Theile als Ergebnisß des wissenschaftlich gerichteten Denkens zu begreifen ist. Wir beschränken uns nur darauf, daran zu erinnern, daß sie in

*) Wir können hier der Auslegung von Spieß, daß Pindar an Menschen denkt, denen es auf Erden traurig ergangen, und denen nun eine Entschädigung zu Theil werden soll, nicht folgen. Der Begriff der alten Sündenschuld, von der Persephone befreit, scheint dagegen zu sprechen. vgl. Bippard Pindars Leben, Weltanschauung und Kunst. Jena 1848. S. 86: „Die Strafe ist nur der notwendige Durchgangspunkt zum besseren Sein, nicht bloß Vergeltung, sondern zugleich auch Läuterung und Warnung.“

der Mehrzahl ihrer Vertreter den Glauben an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode abgelehnt hat. Plato, der, wie Pindar, aus Pythagoräischen Quellen schöpft, auch wie dieser die Seelenwanderung lehrt, steht in der energischen Vertheidigung der Unsterblichkeit ziemlich isolirt.

Einen gewissen Ersatz für den durch die Philosophie entwurzelten Volksglauben an Hades, Elysium und Tartarus gewährten die Mysterien, welche in symbolisch-dramatischer Gestalt durch die Mittel der Kunst die Gewißheit eines den Tod überdauernden ewigen Lebens der hängen Seele zu geben suchten.

Theils auf dem Boden griechischer, theils auf den Grundlagen etruskischer Gesamtanschauung entwickelte sich der Geist der römischen Religion. Der Toteskultus Etruriens mit seinen düsteren schauervollen Schreckensgestalten, der jedoch neben furchtbaren Strafen auch freudreichen Lohn nach dem Gericht der Vergeltung verkündete, wenn er auch keinen Weg aus der Unterwelt zum himmlischen Dasein zeigte, gewann freilich unter den Römern keinen Raum. Aber den etrusischen Ernst der Lebensauffassung eigneten sie sich an. Ihre Eschatologie ist, sehen wir ab von der aus Etrurien herübergenommenen Verehrung der Laren, apotheosirter Menschen, wesentlich mit der griechischen identisch und im Laufe der Kulturentwicklung ebenso wie diese den zeretzenden Einflüssen der Philosophie erlegen.

Da Spieß offenbar die Reihenfolge der Völker, mit deren Vorstellungsreisen er uns bekannt macht, nach dem zeitlichen Auftreten derselben innerhalb der Weltgeschichte bestimmt, so führt er uns jetzt von Griechenland und Rom zu den Kelten, Germanen und Slaven. —

Es ist sehr schwer festzustellen, welche Bestandtheile der als druidisch überlieferten Lehren in der That diese Bezeichnung verdienen, und in welchen wir vielmehr spätere Zusätze aus der christlichen Zeit zu sehen haben, nur dies ist feststehend, daß sie, ein treubewahrtes Erbe aus der asiatischen Urheimath, den Glauben an die Seelenwanderung hegten und in ihr die Idee der Vergeltung sich vergegenwärtigten.

Ein anderer Geist weht in der nordisch-germanischen Anschauung, die Kampfeslust bestimmt die Eschatologie. In Odins Todtenhalle gelangt nur, wer auf dem Schlachtfeld gefallen ist, wer aber den Strohtod auf dem Kranklager gestorben, ist dem dunklen Reich der Hel verfallen. So liegt die Entscheidung nicht in der Hand der Freiheit, sondern die Schicksalsgöttinnen, die Nornen — die Parzen der Germanen — Urdhr, Verdandi und Skuld, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — werfen das Loos. Urdhr ist die böse Fee, welche den Neugeborenen Schmerzliches weissagt, wie dem Dornröschen

den Stich durch die Spindel, während ihre Schwestern freundliche Gaben spenden.

Das so fehlende ethische Element trat erst in einer späteren Periode ein, in der Hel als allgemeine Behausung der Todten angesehen und in ihr eine Stätte der Belohnung und der Bestrafung unterschieden wurde. In die Unterwelt führt eine Brücke, an der eine Jungfrau, eine Riesin, Wacht hält und jedem Wandrer vorhält, was er Böses gethan hat. Mit ihr muß er kämpfen, um in Hel aufgenommen zu werden. Einen anderen Beweis für die zunehmende sittliche Vertiefung legt der Glaube an die Götterdämmerung, den Weltbrand und die Neuschöpfung der Welt ab. Die religiösen und sittlichen Bande der Welt lösen sich.

„Brüder befehlen sich und fällen einander, Geschwister teilt man die Sippe brechen. Unerhörtes ereignet sich, großer Ehrbruch. Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen, Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstört. Der Eine schont des Andern nicht mehr.“

Der moralischen Verwüstung folgt die kosmische Zerstörung. Aber ein neuer Himmel und eine neue Erde entsteht, über welche Baldur herrscht, und in welcher die redlichen Seelen aller Zeiten weilen.

Wir berühren noch einzelne Vorstellungen aus der germanischen Eschatologie. Die Unterweltsgöttin gilt als die Quelle des Todes, aber auch des Lebens. Aus ihrem Schoße bricht das Leben hervor, zu ihm kehrt es zurück. Bei ihr weilen die Seelen vor der Geburt, wie nach dem Tode. Als Vermittler erscheint der Storch. Im Süden liegt das Land, wo die Todten wohnen, dorthin bringt er, dorthin trägt er die Seelen. Seine Wanderzüge von Nord nach Süd, von Süd nach Nord machen ihn zum Repräsentanten des Wechsels zwischen Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit. Die Seelen, als in der Unterwelt weilende Wesen, werden auch Heimchen (vielleicht gleich „Reimchen“) genannt, doch bleibt ihr Wesen in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Neben dem Storch ist es der Schwan, der aus dem geheimnißvollen Lande die Seelen bringt und zu ihm zurückführt, und so hat auch die Sage vom Lohengrin eine eschatologische Beziehung. Nicht minder der Mythos vom wilden Heer. Denn dasselbe ist kein anderes als das Heer der auf dem Schlachtfeld Gefallenen, das Odin von der Erde nach Walhalla führt.

Wir verzichten darauf, über die Vorstellungen der slavischen Völkerstämme zu berichten, da die sie berücksichtigenden Nachrichten, die uns überliefert sind, zu widerspruchsvoll lauten, als daß es möglich wäre, ein einigermaßen gesichertes Ergebnis zu gewinnen.

Damit hat Spieß die Uebersicht über die heidnischen Eschatologien beendet, und es sind nur noch das Judenthum und der Muhammedanismus, die

beiden außerchristlichen Religionen des Monotheismus, auf welche er, nach dem Plan seines Werkes, unsere Aufmerksamkeit richtet.

Es gehört zu den Problemen der Religionsgeschichte, daß das Volk der Offenbarung, der Träger des Monotheismus, hinter andern Nationen in der Entwicklung der Unsterblichkeitsidee zurückgeblieben ist, und daß ein bestimmteres Erfassen derselben erst eintritt, nachdem theils persische, theils griechische Einflüsse sich geltend gemacht haben. An der Armuth der israelitischen Eschatologie kann nicht gezweifelt werden. Das Leben nach dem Tode erscheint durchgängig als ein bewußtloses Schattendasein, so nichtig und leer, daß es kaum noch ein Sein, keinesfalls ein Leben genannt werden kann. Mitunter empfangen wir sogar den Eindruck, als werde das Sein selbst verneint, und die Unterwelt sei nicht anderes als das Grab — Psalm 88, 6. 7 —. Es ist auf jeden Fall ein trostloser Zustand, der des Gestorbenen harret, weder Gott denkt seiner, noch er Gottes — Psalm 6, 6. 115, 17 —, die einzige Empfindung, deren der Mensch im Scheol fähig ist, das ist der Schmerz — Hiob 14, 21 —. Begreiflich, daß ein solcher Ort nicht als Stätte der Vergeltung gedacht werden kann. Die individuelle Persönlichkeit erlischt hier bis auf einen dürftigen formalen Rest. Ebenso begreiflich, daß der Tod nur Gegenstand der Furcht und des Schreckens ist, kein Gegenstand der Sehnsucht, es sei denn, daß er vor dem Erleben schweren irdischen Unglücks bewahrt — Jesaias 57, 1—2.

Dies religionsgeschichtliche Problem steigert sich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Israeliten aus Aegypten kamen, daß Moses ägyptische Bildung genossen hatte, welche die Unsterblichkeitsidee als einen wesentlichen Bestandtheil in sich trug. Aber gerade diese Erwägung giebt uns auch den Schlüssel zur Lösung des Problems. Die Unsterblichkeitsidee existirte bei den Aegyptern theils in der Form der Seelenwanderung theils als pantheistische Resorption in die Gottheit, stand also das eine Mal im Widerspruch mit der Idee der menschlichen, das andere Mal mit der Idee der göttlichen Persönlichkeit, war daher in keiner Hinsicht geeignet, mit dem Glauben Israels zu verschmelzen. Wo sonst aber auf heidnischem Gebiet die Idee der Unsterblichkeit sich fand, stand sie in Verbindung mit mythologischen und polytheistischen Anschauungen und nährte sie. Die Geister der Verstorbenen empfingen göttliche Verehrung. Sollte daher der polytheistische Hang des israelischen Volks unterdrückt werden, so mußte ein dichter Schleier das Jenseits des Grabes verhüllen.

Noch etwas andres kommt in Betracht. Die alttestamentliche Institution sollte die sittlichen Ideen auf dem Boden einer sichtbaren zeitlichen Theokratie verwirklichen. Dem entsprach es, daß der Gesichtskreis des Volks wesentlich die Schranken des Diesseits nicht überschritt. Auf der einen Seite Gott, ewig,

überweltlich und die Welt völlig bedingend, auf der anderen Seite der Mensch, das Kind der Zeit, schwach und gebrechlich, das waren die Grundfaktoren des religiösen und sittlichen Bewußtseins des israelitischen Volks. Nur wie eine in Nebel gehüllte Fernsicht erschien der Scheol am Horizont. Und doch sollte das irdische Leben des Individuums nicht als wertlos empfunden, nicht pantheistisch als eine schnell verrauschende Welle in der Fluth des Seins gefühlt werden, vielmehr als Verwirklichung des göttlichen Gesetzes mit dem reichsten Inhalt sich erfüllen. Der Schwerpunkt des sittlichen Lebens wurde in das Diesseits gelegt, hier und nur hier war die Stätte der Vergeltung. Durch diese unmittelbare Nähe der richtenden Geschicke sollte das sittliche Bewußtsein geschärft werden. Es ist daher die feste Ueberzeugung der Frommen des Alten Bundes, daß noch hier auf Erden der Gottlose gestraft, der Fromme belohnt werde. Es ist für sie die schwerste Glaubensprüfung, wenn diese Hoffnung getäuscht zu werden scheint. Aber es ist auch für sie der größte Glaubenssieg, trotz aller widersprechenden Erfahrungen, die Zuversicht nicht aufzugeben, daß sie endlich doch noch hier auf Erden die Wege der göttlichen Gerechtigkeit erleben werden.

Durch die tiefgreifendsten Geschicke, durch die schmerzlichsten Führungen sollte Israel auf eine höhere Stufe der Erkenntniß erhoben werden. Die sichtbare Theokratie zerbrach, das Volk der Wahl wurde in die Gefangenschaft geführt, der Heiden Hand lag schwer auf ihm. Wohl sieht der hoffende Glaube auch ein irdisches Ende dieser Zeit des Elends. Die Stimme der Weissagung verkündet die Rückkehr in das Land der Verheißung. Das einem Leichnam gleiche Volk wird auferstehen. Aber die Einzelnen? Wieviele werden den Tag der Freude nicht sehen! Jesaias — 26, 14 — klagt noch, die Verstorbene stehen nicht auf —, nur am Volk als Ganzem wird die vergeltende Hand sichtbar, aber Daniel, der auf eine andere Zeit des Schreckens blickt, auf die Glaubenskämpfe unter Antiochus Epiphanes, er ist der Prophet eines Sieges über den Tod auch für den Einzelnen, er weissagt eine Auferstehung des Individuums, und zwar knüpft er an sie die Vergeltung. Die Einen wachen auf zum ewigen Leben, die andern zur ewigen Schmach und Schande. — Daniel 12, 2. 3. 13. — Aber auch sein Blick ist noch beschränkt, es sind nur die Glieder seines Volks, die an der Auferstehung Theil nehmen.

Auf demselben Boden steht auch das zweite Buch der Makkabäer, eine allgemeine, auch die Heiden umfassende Auferstehung wird von ihm nicht gelehrt. Das Buch Judith schließt sie sogar von derselben aus, ihr Leib wird geplagt mit Feuer und Würmern, sie brennen und heulen in Ewigkeit — 16, 21. —

Aber dieser Glaube an eine Auferstehung war kein allgemeiner, die verschiedensten Anschauungen machten sich geltend, die Einheit des religiösen Be-

wußtfeins hatte aufgehört, der Zerfetzungsprozeß begonnen. Im Prediger waltet der Geist des Zweifels, dem es ungewiß bleibt, ob nach dem Tode ein anderes Loos des Menschen wartet als des Viehs, ob der Geist des Menschen aufwärts fährt und der Odem des Viehs unterwärts unter die Erde — 3, 19—21. — Dagegen hält das Buch Sirach an der älteren Vorstellung fest. Das Buch der Weisheit endlich blickt nicht sowohl hoffnungsvoll nach einer Erlösung aus dem Todeszustande durch die Auferstehung, sondern getröstet sich eines ewigen unsterblichen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott, hier beginnend, unmittelbar nach dem Tode sich vollendend. Wir sehen, die Fortbildung der israelitischen Eschatologie hat unter dem Einfluß fremder Anschauungen stattgefunden, die Idee der Auferstehung ist auf persische, die Idee der Unsterblichkeit im Sinne des Buchs der Weisheit auf hellenische Einwirkungen zurückzuführen. Die Aufnahme dieser Vorstellungen war aber keine mechanische, sondern eine organische, eine innere Assimilation mit Ausscheidung der heterogenen Bestandtheile. Jetzt war diese Erweiterung des Blicks in das Jenseits ohne Gefahr, der polytheistische Hang des Volkes hatte längst aufgehört. Ja noch mehr, sie war unendlich werthvoll. Die Synagoge Israels sollte ja die Aufgabe lösen, der suchenden Heidenwelt einen vorläufigen Halt zu geben, sie zu sammeln, damit durch ihre Vermittelung dem Evangelium der Weg gebahnt werde; eine Aufgabe, die sie nicht lösen konnte, ohne durch Aufnahme der Wahrheits-elemente des Heidenthumes die eigne Lehre zu ergänzen.

Wir haben im Wesentlichen drei eschatologische Richtungen kennen gelernt, die wir in den drei religiösen Parteien zur Zeit Christi wieder finden. Die altisraelische Vorstellung wird durch die Sadduzäer, der Auferstehungsglaube durch die Pharisäer, die Unsterblichkeitsidee durch die Essäer vertreten, jedoch so, daß hier schon eine gewisse Mischung der ursprünglich geschiedenen Anschauungen vor sich gegangen ist!

Die Eschatologie des Muhammedanismus, auf welche zuletzt unser Blick gelenkt wird, ist, wie er selbst, aus christlichen, jüdischen und persischen Vorstellungen kombinirt. Ein vorläufiges Gericht unmittelbar nach dem Tode, ein Zwischenzustand, eine Auferstehung des Fleisches, an welche sich das entscheidende Gericht schließt, ein Himmel und eine Hölle, aus welcher letzteren nur einst die Moslim entrinnen werden, beide Orte durch eine unausfüllbare Kluft von einander getrennt, das sind ihre wesentlichen Bestandtheile. Aber eine eigenthümliche Stimmung empfängt sie durch die Fülle farbiger Bilder, mit welcher eine maßlose Phantasie das Jenseits ausgestattet hat, und durch die Anschaulichkeit, in welcher dasselbe dadurch dem Glauben erscheint. Das Jenseits ist nichts anderes als das gesteigerte Diesseits. Alle Sinnenlust, die das irdische Dasein gewährt, ist im Paradies gesammelt; und alle Qualen,

die dem irdischen Leibe drohen könnten, bereitet die Hölle ihren Bewohnern. So empfängt das Unsichtbare für das muhamedanische Bewußtsein einen höchsten realen Werth, aber freilich das Unsichtbare schließt auch keine ideale Welt in sich, und es wird dem Subjekt nicht zugemuthet, eine solche im eignen Innern zu gestalten. Desto mehr entspricht sie einer sinnlich gearteten Geistesrichtung, für welche sie einen unendlichen Zauber in sich birgt. Kommt noch hinzu, daß dem Kämpfer für den Islam der Eingang in diese himmlische Erdenherrlichkeit verheißen wird, so können wir es begreifen, daß der Muhammedanismus so lange Zeit Siege über Siege zu erringen und über so weite Gebiete die Hand des Eroberers zu strecken vermochte. —

Wir haben an der Hand unsres Werkes bald berichtend, bald ergänzend die religionsgeschichtliche Uebersicht beendet, und es bleibt nur übrig, wenige Worte über die einleitenden und abschließenden Darlegungen des Verfassers hinzu zu fügen. Die ersteren würden wir lieber in diesem Werke vermißt haben, sie sind theils der Geschichte der philosophischen und theologischen Dogmen entnommen, theils philosophisch-theologischer Natur, und so anregend und anziehend sie auch sind, so gehören sie doch nicht in eine Darstellung hinein, die uns mit dem Entwicklungsgang des religiösen Volksbewußtseins bekannt machen will. Wir hätten statt dessen lieber ein allgemeines Bild der Bedingungen und Gesetze, an welche die Gestaltung des Unsterblichkeitsglaubens geknüpft ist, gezeichnet gesehen. Auch der Abschnitt über die Gräbersymbolik hätte weggelassen und sein Inhalt mit der Darstellung des Glaubens der einzelnen Völker verknüpft werden sollen, während jetzt heterogene Bestandtheile hier mit einander verbunden sind.

Der letzte zusammenfassende Abschnitt hat in etwas die Lücke ausgefüllt, die in der Einleitung gelassen war, aber freilich mit Beziehungen auf dogmatische und philosophische Fragen gemischt, die auch hier hätten unterbleiben können. — Aber freilich ist es schwer, bei einem Gegenstande, der so das Herz eines jeden ernstern Menschen bewegt, das Herz schweigen zu lassen, und wir bezeichnen es auch gern als einen Vorzug des Werks überhaupt, daß es mit warmer lebendiger Empfindung sein Thema erfaßt und behandelt. Mit großer wissenschaftlicher Objektivität und umfassender Gelehrsamkeit, für welche die reichhaltige Literatur am Schlusse jedes Abschnittes den Beleg giebt, durchdringt der Verfasser die Darstellung mit einer innern Theilnahme, die unwillkürlich dem Leser sich mittheilt und die das Werk auch für einen weiteren Leserkreis anziehend macht.

Eine Thatsache ist das unantastbare Resultat, das aus den Untersuchungen des Verfassers mit sieghafter Klarheit sich ergibt. Wie mannichfach auch die Vorstellungen sind, mit welchen die Völker das Leben nach dem Tode ver-

knüpft haben, daß es ein solches gebe, daß das Grab nicht das Sein überhaupt vernichte, das haben sie alle, bald bestimmter, bald unbestimmter, gelehrt. Aber freilich, das zeigt uns ebenfalls die Geschichte, dieser Glaube ist bei steigender Kulturentwicklung bestritten worden, und nicht immer hat er über den Zweifel triumphiert! Und er kannte es nicht, weil er mit Vorstellungen verknüpft war, welche die Probe nicht zu bestehen vermochten, und auf einem Grunde ruhte, der selbst der Festigkeit entbehrte.

Es ist nur der christliche Glaube an das ewige Leben, der den Kampf mit der Skepsis muthig aufzunehmen vermag, denn er wurzelt in der Gewißheit des unbedingten Werthes der einzelnen Menschenseele, in dem Bewußtsein der Versöhnung mit Gott und der Gemeinschaft mit ihm, er ist frei von sinnlichen Beimischungen, ideal und ethisch gestaltet, er sieht endlich sich selbst verbürgt in der Selbstbezeugung des Auferstandnen.

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.

Die Epidemie der „Gymnastikhumoresken“

von Dr. Max Oberbreyer.

Vor mir liegt ein Prospekt der „Expedition des Allgemeinen literarischen Wochenberichts“ in Leipzig, der also lautet: „Wir haben das Vergnügen, Sie von dem bevorstehenden Erscheinen einer ganz außergewöhnliche Erfolge versprechenden Novität des gefeierten Autors Ernst Eckstein in Kenntniß zu setzen. Demnächst wird erscheinen: „Neue Gymnastikhumoresken“ von E. Eckstein.“ Der Direktor Samuel Heinzerling, der Held des weltberühmten „Besuches im Carcer“ spielt darin eine Hauptrolle. Schon dieser Umstand genügt, um dem Werke einen Leserkreis zu sichern, der nach Hunderttausenden zählt. Oder sollte sich irgend eine Figur unseres humoristischen Schriftthums, den Onkel Bräsig in Fritz Reuter kaum ausgenommen, mit der „ungewöhnlichen“ Popularität unseres Samuel messen können?“ —

Die Mehrzahl der Leser dieser Zeilen kennt vielleicht die „weltberühmte“ Humoreske, „der Besuch im Carcer“. Herr Ernst Eckstein, der Büchermacher par excellence, der die Reklame so aus dem ff. versteht, hat ja für das Bekanntwerden seines „bahnbrechenden“ Opusculum's zur Genüge gesorgt.*) Dennoch will ich hier in aller Kürze den Inhalt angeben.

*) Mit Recht sagt Dr. Spizer: Eckstein sei der populärste Schriftsteller der Gegenwart. Denn man treffe seine Schriften nicht nur bei jedem Bahnhofscolporteur, sondern auch überall längs der Schienen, wohin sie durch einen entschlossenen Wurf aus dem Wagenfenster zu gelangen pflegen.